

Judith Raupp

*Morgen gehe ich
einkaufen, falls der
Markt noch steht*



Leben und Überleben
im Kongo

C·H·Beck

C·H·Beck

PAPERBACK

Judith Raupp

**Morgen gehe ich
einkaufen,
falls der Markt
noch steht**

Leben und Überleben im Kongo

C.H.BECK

Mit 2 Karten (© Peter Palm, Berlin)

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten. Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: © Bernadette Vivuya

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

ISBN Buch 978 3 406 85162 9

ISBN eBook (epub) 978 3 406 85163 6

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 85164 3

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Inhalt

Vorwort	7
Danke! Asante!	9
1. Angriff auf Goma	11
2. Kongo? Kongo!	19
3. Der erste Krieg	31
4. Hochzeit, ein Kampf	50
5. Mama na Kinga	66
6. Article 15	80
7. Leben im Lager	89
8. Der Feuerberg	97
9. Zieh bloß nicht in unser Viertel!	108
10. Meine Freunde im Gefängnis	122
11. Der Tod ist nicht das Ende	134
12. Krank	145
13. Der tiefe Fall	161
14. Madame la professeure et les filles	167
15. Der erste Müllmann in Goma	184

16. Immer schick	195
17. Von Hunden und Katzen	207
18. Kongo brutal	222
19. Wer rettet das Paradies?	231
20. Wenn die Bomben näherkommen	248
21. Tote Stadt	265
22. Leben in Angst	272
Nachwort	287
Chronik des Kongo	289
Glossar	295

Vorwort

Dezember 2020.

Der Arbeitsvertrag im Kongo ist zu Ende. Die Wohnung gekündigt. Das Fahrrad verschenkt.

Emanuel beim Abendessen: «Morgen früh um sechs Uhr kommt das Taxi zum Flughafen.»

«Ja, leider.» Nach neun Jahren in Goma.

Emanuel um Mitternacht: «Ich unterschreibe den Vertrag mit der kongolesischen Firma. Wir können bleiben.»

«Super, ich bestelle das Taxi ab.» Schnell ins WhatsApp getippt: «Désolée, mais nous n'avons plus besoin de votre service.»

Judith an Bintou, die beste Freundin in Goma: «Dada, Schwester, ich brauche mein Fahrrad zurück!»

Anruf beim Arbeitgeber in Deutschland: «Guten Morgen.»

«Seid ihr nicht im Flugzeug?????»

«Nein, wir bleiben.»

«Seid ihr verrückt? Wieso das denn?»

«Wegen der Menschen.»

Danke! Asante!

Ohne meine Freunde im Kongo wäre mein Leben anders verlaufen, und es gäbe dieses Buch nicht. Ich wäre in Deutschland und würde bis zur Rente jeden Tag arbeiten gehen, zielstrebig, effizient, vorhersehbar. Doch dann kamen Krieg und Musik, Wärme und Tod, Lachen und Weinen – und unendlich große Herzen. Asante rafiki! Danke, Freunde! Euch mutigen Frauen und Männern ist dieses Buch gewidmet.

Leider kann ich meine Freunde nicht beim Namen nennen. Ich muss sie schützen. Deswegen erscheint nirgendwo im Buch ihre wahre Identität.

Von ganzem Herzen danke ich auch Emanuel, dessen Leben ich zusammen mit dem meinigen auf den Kopf gestellt habe. Niemals hat er mich im Stich gelassen. Wir wurden zur Familie mit Moggeli, Fifi und Tena – unsere kleinen Begleiter, die große Wunden heilen. 15 Jahre gemeinsam im Kongo. Schreibe auf, was wir erleben!

Danke auch an meine Freundinnen und Freunde in Europa! Nicht alle haben mich immer verstanden, aber alle haben zu mir gehalten und geholfen, wenn jemand in Not war. Vor allem aber haben sie mir den Mut gegeben, dieses Buch über die großmütigen Menschen zu schreiben, auf deren Rücken Europa bequem lebt. Erzähle uns von ihnen!

Kongo, ein Thema? Aber sicher! Meiner Agentin Elisabeth Ruge, ihrem Team und den Mitarbeitern im Verlag C.H.Beck, allen voran meiner Lektorin Annette Anton, verdanke ich,

dass dieses Werk Wirklichkeit wurde. Meine Förderinnen und Beraterinnen wurden zu Verbündeten meiner Freunde im Kongo. Asante!

1. Angriff auf Goma

«Bleib stark und pass auf dich auf», schreibt meine Freundin Bintou auf WhatsApp. Dann bricht das Internet zusammen.

Peng, peng, peng. Ich höre die Schüsse von Maschinengewehren. Sie kommen näher und näher. Wom. Auf dem Nachbargrundstück explodiert eine Granate. Es ist ein kurzer, scharfer Knall. Ich reiße meine Augen auf und halte mir die Ohren zu. Mein Magen krampft sich zusammen. Ich möchte weglaufen. Aber dieses Mal bleibe ich. Das bin ich Bintou schuldig.

Es ist Montag, der 27. Januar 2025. In der Nacht infiltrierte die Miliz «Mouvement du 23 Mars» die ostkongolische Millionenstadt Goma. Die Rebellen marschieren mit Soldaten aus Ruanda ein. Das Nachbarland ist mit der M23 verbündet. Heftige Straßenschlachten erschüttern Goma. Schüsse. Explosionen. In nur drei Tagen zählen die Vereinten Nationen in einer ersten Bilanz fast 3000 tote Männer, Frauen und Kinder. Wahrscheinlich starben noch viel mehr. Überall liegen Leichen. Der Geruch der Verwesung überzieht die Stadt. Mir wird übel davon.

Es ist der zweite Krieg, den ich erlebe, seit ich 2011 mit meinem Partner Emanuel in die Demokratische Republik Kongo umgezogen bin. Dieser Krieg ist brutaler und blutiger als der erste. Er ist gnadenlos.

Vor dem Angriff auf Goma bekomme ich einen Tipp. «Die Kommandanten hauen ab!» Ein Freund beobachtet, wie die Offiziere der kongolischen Armee und der europäischen

Söldner mit Booten über den Kivusee fliehen. Wenn die Chefs abhauen, wird es brenzlich. Das spüre ich. Zurück bleibt das Fußvolk. Die Soldaten kämpfen wie verwundete Tiere um ihr Leben. Sie können nicht mehr weg aus der Stadt. Goma ist umzingelt. Die M23 will die Macht. Absolute Macht über die Bodenschätze im Ostkongo, über das Weideland, über die fruchtbaren Äcker. Macht über die Kakao- und Kaffeeplantagen, Macht über den Tropenwald. Macht über die Menschen.

Fast alle Ausländer sind vor dem Angriff auf die Stadt abgereist. Emanuel und ich bleiben. Wir fühlen uns zuhause aufgehoben. Um unser Grundstück ließ der Vermieter vor langem eine drei Meter hohe, dicke Steinmauer mit Stacheldraht bauen. Zwei Wächter einer Sicherheitsfirma patrouillieren tagsüber zwischen Bananensträuchern, Ölpalmen und Eukalyptusbäumen. Nachts lösen vier Wächter ihre Kollegen vom Tagdienst ab. «Wenn die Rebellen einfallen, können wir uns im Gebüsch verstecken», erkläre ich Emanuel. «Das ist immer noch besser, als wieder evakuiert zu werden.» Emanuel kneift den Mund zusammen und nickt. Er weiß, was ich davon halte, wenn alle abhauen, just dann, wenn es gefährlich werden könnte. Auch wir mussten im letzten Krieg 2012 ausreisen, weil unser ehemaliger Arbeitgeber aus Deutschland das so angeordnet hatte. Fürsorgepflicht! Wir mussten Bintou und alle unsere Freunde in höchster Not zurücklassen. Damals habe ich mir geschworen, dass mir das nie wieder passiert.

Aber Bintou redet mir ins Gewissen. «Ihr könnt als Weiße nicht allein auf eurem Gelände bleiben. Im Krieg wird geplündert, sie werden euch überfallen. Und außerdem könntest du vergewaltigt werden», mahnt sie. «Geht zumindest

irgendwohin, wo andere Ausländer sind.» So packen wir unsere Zahnbürsten, Geld, Kreditkarte, Unterhosen, T-Shirts und den Pass in einen Rucksack. Dann rufe ich Michel, den Manager eines Luxushotels, an. Dort verschanzen sich die wenigen Ausländer, die in Goma bleiben. «Hast du noch ein Zimmer frei?» Michel lacht: «Ihr könnt das ganze Hotel mieten.» Ich bin beruhigt: «Prima, dann ist ja noch Platz für unsere Hündin Tena.» Obwohl die kongolesischen Angestellten im Hotel Angst vor Hunden haben, darf Tena mit. «Vielen Dank», sage ich erleichtert. Ich möchte Tena keinesfalls ihrem Schicksal überlassen. Sie ist unser Kumpel, unser Trost, unser Clown, der uns zum Lachen bringt. Tena ist mir fast so wichtig wie unsere Freunde.

Ich stopfe Trockenfutter, Tenas Impfpass und den Maulkorb zwischen meine Kleider im Rucksack. Dann verabschieden wir uns von den Menschen, die bei uns auf dem Grundstück zurückbleiben, von Kakule, dem Gärtner, von Soki, der Haushälterin unseres Vermieters, der mit Frau und Kindern ins Ausland flüchtete, und von den Wächtern. Sie wünschen uns viel Glück. «Seid vorsichtig», sagen sie. «Klar», antworte ich, «und passt ihr auch auf euch auf.» Ich schenke ihnen die Avocados, die Tomaten, die Ananas und die Bananen, die wir als Kriegsvorrat gekauft haben. Ich lächle zum Abschied, obwohl ich einen Kloß im Hals habe. Dann steigen wir ins Taxi und fahren zum Hotel.

Wir kommen gerade noch rechtzeitig. Die Pfortner knallen das Tor hinter uns zu und verbarrikadieren es mit dicken Eisenstangen und Holzstämmen. Niemand darf mehr rein, niemand darf mehr raus. Vor die Pflöcke stellt Pierre, der Sicherheitschef des Hotels, schwere Geländewagen, sodass potenzielle Angreifer die Türen von außen nicht aufdrücken

können. Zumindest sollen sie es so schwer wie möglich haben.

Das Hotel liegt am Kivusee. Am Ufer wachsen Palmen. Vom Garten aus können wir die Idschwi-Inseln und die Masisi-Berge sehen. Es gibt ein Fitnesscenter mit Blick auf den See und einen Swimmingpool, umgeben von Bäumen, die Schatten spenden. An manchen Abenden glüht die Sonne rot, gelb und orange über dem Wasser, bevor sie am Horizont hinter den Bergen verschwindet. Die Natur führt im Ostkongo ein gewaltiges Spektakel auf. Es ist, als ob eine höhere Macht uns, der Spezies Homo sapiens, zurufen wolle, «Seht her, so friedlich könnte die Welt sein». Doch über Goma bricht das Unheil herein. Von Menschen gemacht.

Wir hören Stiefelschritte auf der Straße vor dem Hotel. Peng, peng, peng. Wom. Erneut knallen Gewehrschüsse und Granaten. Regierungssoldaten und Milizen, die mit der Armee verbündet sind, flüchten vor der M23. «Versammelt euch am Ufer und nehmt nur den Pass und Geld mit», brüllt Pierre, unser Mann für die Sicherheit. Wir rennen mit unseren Notfallrucksäcken hinter das Gebäude mit dem Fitnesscenter und warten. Die dicken Steinmauern schützen uns einigermaßen vor Querschlägern. Wenn die Kämpfer ins Hotel einbrechen, werden wir in die beiden Motorboote klettern und über den Kivusee flüchten wie die Kommandanten. Der See ist vier Mal so groß wie der Bodensee. Wir könnten so weit hinausfahren, dass uns die Kugeln nicht mehr treffen. Wir könnten zu den Idschwi-Inseln fahren oder sogar in Ruanda anlegen und nach Kigali flüchten. Die Hauptstadt des Nachbarlandes ist nur 160 Kilometer von der Grenze entfernt. Auch wenn Ruanda im Kongo Krieg führt, würden die ruandischen Soldaten uns weiße Luxus-

flüchtlinge passieren lassen. Das war zumindest im letzten Krieg so.

Die einheimischen Flüchtlinge aus den Dörfern im Kongo sitzen dagegen in Lagern rund um Goma fest, und in Gastfamilien in der Stadt. Sieben Millionen Menschen sind heimatlos. Das ist so, als wären in Deutschland alle Einwohner von Berlin, Hamburg und München auf der Flucht. Kämpfe zwischen der Armee und der M23, zwischen verschiedenen anderen Milizen und Überfälle von Banditen vertreiben die Menschen aus ihren Dörfern, von ihren Feldern, und zerreißen Familien.

Niemand redet. Nervös lauschen wir, ob die Kämpfer auf der Flucht ins Hotel eindringen, um sich vor der M23 zu verstecken. Sie würden uns dann sicherlich ausrauben, als Geißeln nehmen, vergewaltigen oder erschießen. Aber sie verschonen uns. Sie plündern das Restaurant nebenan, trinken die Bar leer, und fallen danach schräg gegenüber in ein Lager einer Hilfsorganisation ein. Ihre Gier kostet sie das Leben. Die M23 eilt herbei und schießt alle nieder.

Ich habe Angst um Bintou und meine anderen Freunde in Goma. Manche wohnen in Holzhütten. Die Gewehrkugeln gehen durch die Bretter wie ein Messer durch weiche Butter. Anders als das Internet funktioniert das Telefonnetz während der Kämpfe manchmal. Ich rufe unseren Freund Amani an. Er lebt mit seiner Frau und den Kindern in einem Holzhaus in der Nähe des Flughafens. In seinem Viertel kämpfen die Rebellen und die wenigen Soldaten, die noch Widerstand leisten, besonders verbissen. «Wie schützt ihr euch?», frage ich Amani. «Wir liegen unter dem Bett, wir fassen uns an den Händen, wir singen und beten», antwortet er. Peng, peng, peng. Im Hintergrund höre ich Gewehrsalven. Ein

Sohn weint. «Seid ihr ok. Wie geht es den Kindern?» Sofort komme ich mir blöd vor, diese Frage gestellt zu haben. Der Sohn werde sich beruhigen, versichert Amani. Er spricht leise und geduldig mit mir: «Alle Kinder bei uns gewöhnen sich an Schüsse.»

Am liebsten würde ich Amani, Bintou und alle meine Freunde ins Hotel holen. Aber die Zimmer sind teuer. Wir haben nicht genug Geld, sodass wir für alle die Rechnung übernehmen könnten. Für uns bezahlt die Firma, für die Emanuel arbeitet. Unsere Freunde müssen draußen bleiben, den Kugeln und den Granaten schutzlos ausgeliefert. Eine Freundin verliert vier Familienangehörige. Sie werden von Querschlägern getötet, zuhause in ihrer Hütte. Als ich das höre, fällt mir ein Artikel über den Ukraine-Krieg ein, den ich vor ein paar Monaten auf einer deutschen Nachrichtenseite las. Es sei traumatisierend für die Menschen in Kyjiw, wenn sie bei Angriffen in den Metro-Stationen ausharren müssen, stand dort. Gäbe es doch nur eine U-Bahn in Goma! Irgendeinen Schacht! Irgendeinen Schutz!

Emanuel und ich sind im Hotel relativ sicher. Wenn nicht gerade eine Bombe auf dem Gelände einschlägt, müsste alles gut gehen. Pierre kontrolliert immer wieder die Rammböcke am Tor und schärft uns ein, dass wir keinesfalls hinausgehen sollen, bevor die Gefechte vorbei sind. «Ihr bleibt hier, bis ich euch sage, dass es draußen sicher ist. Alles andere ist Kamikaze.» Pierre unterhält gute Kontakte zur Armee und zu den Rebellen. Er weiß, wann er Entwarnung geben kann.

Während wir im Hotel verweilen, abends Gemüsespieße mit Pommes frites essen, dazu Wein und Bier trinken, gehen unseren Freunden draußen das Trinkwasser, die Bohnen

und der Reis aus. Was sie durchmachen, bekomme ich nur am Telefon mit. Ich rufe sie jeden Morgen an, wenn das Netz funktioniert. «Wie war die Nacht?», frage ich Bintou. «Die Schüsse waren heftig», sagt sie. «Wir sind unter dem Bett gelegen und haben uns nicht mal aufs Klo getraut.» Amani berichtet, dass er unserem gemeinsamen Freund Simba beistehen musste: «Simbas Frau hat einen Bauchschuss abbekommen. Simba war so durch den Wind, dass er es im Krankenhaus kaum geschafft hat, einen Arzt zu finden, der seine Frau notoperiert.» Im Krankenhaus lägen die Verwundeten und die Sterbenden in den Gängen am Boden, es gebe keinen Strom, und die Ärzte seien völlig überfordert. «Wie bist du ins Krankenhaus gekommen? Es wird doch noch geschossen?» «Zu Fuß.»

Ich rufe Simba an: «Wie geht es euch?» «Ganz gut. Meine Frau ist verletzt. Aber der Arzt meint, dass sie es schafft.» Ich bin erleichtert und schockiert zugleich. Ganz gut? Mit einem Bauchschuss? «Ihr tut alles fürchterlich weh. Es gibt aber kein Schmerzmittel mehr», erzählt Simba. Ich will ihm die 600 Dollar geben, die die Notoperation kostet. Wenn der Arzt zu lange auf das Geld warten muss, wird er die Frau nicht anständig behandeln. «Schaffst du es bis zu mir ins Hotel?» «Ich versuche es», antwortet Simba. Ein paar Stunden später steht er da.

Simba darf durch eine kleine Seitentür eintreten. Das habe ich Pierre abgerungen. Simba trägt einen Trainingsanzug und ist unrasiert. «Es war schlimm für die Kinder. Sie haben gesehen, wie die Mama zusammengebrochen ist. Seither essen sie nicht mehr.» Im Fallen habe seine Frau gemurmelt: «Gott, sie sind doch noch so klein!» Trotz allem wirkt unser Freund ruhig und lobt seine Nachbarn: «Alle helfen mir.»

Ein Bekannter habe ihn und seine verletzte Frau ins Krankenhaus gefahren, weil Simba kein Auto hat. Sein Bruder und eine Nachbarin kümmern sich um die kleinen Kinder. Sie sollen nicht mitbekommen, wie ihre Mutter um ihr Leben kämpft.

Simba schaut sich im Hotelgarten um und wird plötzlich noch ernster als zuvor. «Dieser Ort hier ist kein hundertprozentiger Schutz für euch.» «Du musst dir keine Sorgen machen, wir sind hier wirklich sicher», beruhige ich ihn. «Schau zu, dass deine Frau auf die Beine kommt.» Bevor Simba geht und wieder hinaus in den Kampf zieht, verspreche ich ihm, dass ich Schmerzmittel auftreiben werde. Ich rufe eine Apothekerin an, die im größten Krankenhaus in Goma arbeitet. «Habt ihr noch Schmerzmittel?» «Nicht mehr viel», sagt sie. Ich erzähle ihr von Simbas Frau, dass sie starke Schmerzen habe, und bitte die Apothekerin inständig, dass sie die knappe Medizin herausrücken möge. «In Gottes Namen, nimm alles und bete, dass wir nicht mehr so viele Verletzte ins Krankenhaus bekommen», ruft sie ins Telefon.

Aber wie soll das Medikament zu Simbas Frau in die Klinik am anderen Ende der Stadt kommen? Die Front verläuft zwischen den beiden Krankenhäusern. Es ist lebensgefährlich, von einer Seite zur anderen zu wechseln. «Könnt ihr einen Krankenwagen schicken? Der müsste doch mit der großen roten Aufschrift ›ambulance‹ vor Angriffen einigermaßen sicher sein.» Stille in der Leitung. Die Apothekerin hustet. «Auf unseren Krankenwagen wurde geschossen. Der Fahrer ist tot, das Auto ist kaputt. Für den anderen Krankenwagen haben wir kein Benzin mehr.»

2. Kongo? Kongo!

2010 reise ich als Berichterstatterin mit dem damaligen deutschen Entwicklungsminister Dirk Niebel in den Ostkongo. Damals ahne ich nicht, dass diese Reise mein Leben umkrempeln wird, dass ich einige Monate später bei der Süddeutschen Zeitung kündigen und nach Goma umziehen werde. 15 Jahre sind seither vergangen. 15 Jahre Kongo. 15 Jahre Leben, warm, bunt, grausam.

Minister Niebel besucht damals Rumangabo, den Hauptsitz des Virunga Nationalparks, 45 Kilometer nördlich von Goma. Der kongolesische Umweltminister reist per Flugzeug aus der fernen Hauptstadt Kinshasa an. Man schüttelt Hände und tauscht freundliche Worte unter gigantischen Bäumen aus, auf deren Ästen Affen mit langen Schwänzen turnen. Vögel zwitschern, ein sanfter Wind wiegt die Blätter hin und her. Der Chef der Parkranger, Emmanuel de Merode, ein charmanter Mann aus dem belgischen Adel, führt durch den Rohbau der Mikeno-Lodge, rechnet das Potenzial für Öko-Tourismus vor und erzählt vom Senkwekwe Gorilla Orphanage Center, das gerade im Aufbau ist.

Alle sind sich einig: Der älteste Nationalpark Afrikas, seit 1979 Unesco-Weltkulturerbe, muss bleiben. Die bedrohten Berggorillas, Schimpansen, Flusspferde, Löwen, Antilopen, Elefanten und das Okapi brauchen ihren Lebensraum. Das Okapi, das aussieht wie eine Kreuzung zwischen Pferd, Zebra und Giraffe, ist weltweit nur im Kongo zuhause. 200 Säugetierarten und 700 Vogelarten leben im Virunga-Park. Der

Artenreichtum sei einzigartig, schwärmt de Merode vor uns Journalisten und erzählt von seltenen Pflanzen, Wäldern, Savannen, Seen und Sümpfen, von den schneebedeckten Ruhenzori-Bergen und von den Vulkanen. Leider sähe die Bevölkerung den Wert der Natur nicht, klagt der Chefranger in Khakiuniform. Man müsse die Kongolesen aufklären, damit sie die Bäume stehen und die Tiere leben lassen.

Für mich ist klar: Der Mann hat recht. Den Park muss man schützen, zumal die grüne Lunge im Kongobecken jedes Jahr 600 Millionen Tonnen Kohlendioxid aufsaugt, zumindest bis jetzt noch. Auf der Pressereise bleibt allerdings keine Zeit, um mit den Menschen zu reden, die rund um den Park wohnen, und vor lauter Armut kaum Luft zum Atmen haben. Ich erfahre nicht, was für sie «der Wert der Natur» bedeutet. Unser Tross, begleitet von Panzern der UN-Friedensmission Monusco, fährt ohne Halt durch die Dörfer. Manchmal winken Kinder. Frauen verkaufen Tomaten, Kohl und Kartoffeln, die auf Holztischen liegen. Sie schauen freundlich und deuten auf das Gemüse. Offensichtlich wollen sie, dass wir bei ihnen einkaufen. Doch das gehört nicht zum Programm einer Delegation von Ministern, Journalisten und Entwicklungshelfern.

Abends im Hotel in Goma diskutieren wir, weshalb der Kongo mit seiner reichen Natur und den Bodenschätzen eines der ärmsten Länder der Welt bleibt. Wir wissen Bescheid. Wir haben alle die Analysen über die ehemalige belgische Kolonie gelesen, verfasst von Experten in Deutschland, Belgien, Großbritannien, Frankreich und den USA. Wir schließen messerscharf: Die ungebildete, arme Bevölkerung ist leicht manipulierbar und gewaltbereit. Eliten aus Politik und Militär nutzen das aus. Sie sind hinter den Bodenschät-

zen her, in Komplizenschaft mit den Nachbarländern Ruanda und Uganda. Es ist ein gutes Geschäft. Die Industrie auf der ganzen Welt braucht Coltan, Kobalt, Kupfer, Zinn, Gold, Diamanten, sämtliche Reichtümer, die dem Kongo gegeben sind. Ohne diese Rohstoffe gäbe es keine Handys, keine Computer, keine Autos, keine Kabel, keine Hochleistungsbohrer, keine medizinischen Geräte, keine Elektrobikes, keine grüne Energiewende.

Nicht zuletzt deshalb sicherte die deutsche Bundeswehr 2006 gemeinsam mit Soldaten der Europäischen Union und der Vereinten Nationen die ersten demokratischen Wahlen nach westlichem Vorbild in der Geschichte des Kongo ab. Der Urnengang verlief einigermaßen korrekt und friedlich. Ob das 2011, ganz ohne Zutun der Bundeswehr, wieder gelingen würde, fragen wir uns bei Bier und Wein mit Blick auf den Kivusee. Zu bezweifeln!

Dank unserer Lektüre wissen wir auch, dass der Völkermord an der Tutsi-Ethnie 1994 in Ruanda den Ostkongo in einen Strudel der Gewalt riss, mit gruseligen Konsequenzen bis zum heutigen Tag. Margot Wallström, die damalige UN-Sonderbeauftragte des Generalsekretärs für sexuelle Gewalt in Konflikten, erklärt Goma einige Monate nach unserer Pressereise zur «Welthauptstadt der Vergewaltigung». «Sie verschonen nicht einmal Großmütter und Babys», erklärt mir ein deutscher Entwicklungshelfer, bevor ich mit Niebel in den Kongo reise. Furchtbar! In meiner Vorstellung muss beinahe jeder Kongolese ein potenzieller Vergewaltiger sein.

Mir ist etwas mulmig, als ich abends allein ein paar Schritte aus dem Hotel laufe. Es ist schon dunkel, die Straßenlaternen fehlen. In Goma wird es das ganze Jahr über gegen 18.30 Uhr Nacht, weil die Millionenstadt nur 185 Kilo-

meter südlich des Äquators liegt. Im Lichtkegel meiner Kopflampe sehe ich einen sandigen Weg mit vielen scharfkantigen Steinen. Ich laufe in großen Schritten über das Geröll. Bald erreiche ich einen kleinen Platz mit Grillständen. Es riecht nach Ziegenbraten. Eine Bäckerei und mehrere Fri-seursalons sind noch geöffnet. Petroleum- und Solarlampen spenden Licht. Junge Männer drängeln sich vor Buden aus Holz, wo sie Bier kaufen wollen. Einer hat offenbar zu wenig Geld dabei. Drei Freunde kramen ein paar Scheine aus den Taschen ihrer Jeans hervor. Das Bier für den Kumpel ist gerettet, eine 0,75-Liter-Flasche der Marke Simba. «Löwe», netter Name für ein Bier.

Die jungen Leute mögen um die 20 Jahre alt sein. Sie setzen sich auf Plastikstühle, die im Staub neben dem Bretterverschlag stehen, und reden alle auf einmal. Sie schreien so laut, dass sie die Musik aus den scheppernden Lautsprechern übertönen. Cin cin, prost! Flaschen klirren. Die Freunde lachen die ganze Zeit. Ich beobachte das Treiben mit ein wenig Abstand, bis mich zwei Männer entdecken. Sie kommen herüber und fragen: «Muzungu, was machst du denn hier.» «Muzungu» nennen die Kongolesen, die Kisuaheli sprechen, Menschen mit weißer Hautfarbe. «Nichts Besonderes, ich bin nur so hier», antworte ich. Ich will den Männern nicht verraten, dass ich Journalistin bin. Sie lachen und sagen auf Französisch «oui, oui, nous sommes là aussi», «ja, wir sind auch hier». Damals denke ich, dass sie sich über mich lustig machen. Ich habe keine Ahnung, dass viele Kongolesen «on est là» antworten, weil sie froh sind «einfach nur hier», also am Leben, zu sein.

Die Männer wollen wissen, woher ich komme. «Aus Deutschland.» Ob ich Bayern München kenne? «Klar, ich

wohne in München.» Sie jubeln und brüllen zu den anderen hinüber: «Muzungu kommt aus München!» Ruck zuck bin ich umzingelt. Alle kennen Deutschland, alle kennen Bayern München, alle wissen, dass der Verein Rekordmeister ist, und sie zählen die Namen der Fußballstars auf. Ich bin etwas verlegen. Ich interessiere mich mäßig für den Nationalsport der Deutschen und kann den Diskussionen über die anscheinend geniale Spielweise der Bayern nicht folgen. Aber das tut der Begeisterung meiner Gesprächspartner keinen Abbruch. «Wahnsinn, du kommst aus München, und wir treffen dich. Willkommen in Goma!»

Es wird spät, ich will zurück ins Hotel und verabschiede mich. «Bis morgen, Muzungu!», rufen mir die Jungs hinterher. Ich folge dem Licht meiner Kopflampe, springe beschwingt über die Lavasteine und freue mich über die nette Gesellschaft des Abends.

Im Bett höre ich den Kivusee plätschern. Ich denke an den gigantischen Tropenwald, die Musik aus der Bierbude und die Jungs, die ihrem blanken Kollegen mit ein paar Scheinen aushalfen. Ich fühle mich aufgehoben, was mich ziemlich irritiert. In meinem Kopf steht der Kongo bisher für Millionen Menschen, die seit den Neunzigerjahren im Krieg, bei Überfällen und Unruhen getötet wurden, an Krankheit oder an Hunger starben. Kongo ist Gewalt. Kongo ist arm. Kongo ist Elend. Und jetzt?

Im Hotel treffen wir kurz vor der Abreise einen Menschenrechtsaktivisten. Er schockiert uns mit seiner Meinung über die Friedensmission der Vereinten Nationen: «Die Monusco muss sofort abziehen. Das sind Touristen, die nichts für die Bevölkerung tun, und sich nur eine goldene Nase verdienen wollen.» Wir in der Delegation glauben dem

Aktivisten kein Wort. Die UN sind eine Errungenschaft der Menschheit, die Blauhelme retten Leben, sie sind per Definition gut. Punkt. Es muss sich bei diesem Aktivisten um einen dieser «ungebildeten, manipulierten» Kongolesen handeln. Das Gespräch mit dem Mann und seine Wut auf die Monusco gehen mir aber nicht mehr aus dem Kopf.

Zurück in München zweifle ich plötzlich an meinen Kenntnissen über den Kongo. Was weiß ich wirklich darüber, wie die Menschen dort leben, wie sie fühlen und wie sie denken? Aus welchen Quellen speist sich mein Wissen? Bin ich etwa ungebildet und manipuliert? Um das herauszufinden, müsste man vor Ort leben. Aber ein längerer Aufenthalt im Kongo erscheint mir in jenem Moment so wahrscheinlich wie ein Ausflug zum Mond.

Ich erledige meinen Job als Auslandsredakteurin, recherchiere von München aus über Afrika und fliege manchmal für eine Woche in die Länder vor Ort. In der Redaktion an meinem Schreibtisch hacke ich in den Computer, was ich gesehen habe. Aber ist das genug? Und was wird aus den Menschen, die ich getroffen habe? Wie geht es der Ärztin in Malawi, die völlig erschöpft war, weil viele ihrer Kollegen vom reichen Europa abgeworben wurden? Lebt der Tuareg noch, der mir erklärte, weshalb seine Volksgruppe in Niger rebelliert? Und der Goldschürfer in Sierra Leone? Bekam er Probleme, weil er mir erzählte, wie mies ihn die Minengesellschaft behandelt?

Eines Morgens vor dem Spätdienst bei der Zeitung entdecke ich per Zufall eine Stellenanzeige. Eine kirchliche Organisation aus Deutschland sucht eine Fachkraft, die in Goma Pressesprecher für ein lokales Frauenprojekt ausbilden soll. Das wäre die Gelegenheit, länger als eine Woche in Afrika

zu bleiben, und mehr über die Menschen zu erfahren, vorausgesetzt, ich würde eingestellt mit meinem schlechten Französisch. Ich spüre eine unbändige Lust, den Kongo zu ergründen, aber ich zögere. Ist es klug, eine Stelle bei der Süddeutschen Zeitung zu kündigen? Soll ich Biergarten und Bergwandern gegen Krieg und Krise tauschen? Die Freude am Risiko ist mir in einer deutschen Durchschnittsfamilie nicht in die Wiege gelegt worden. Doch die Neugier siegt.

Ein paar Monate später sitze ich mit meinem Partner Emanuel im Flugzeug nach Kigali, der Hauptstadt von Ruanda. Im Gepäck haben wir Jeans und T-Shirts, Unterwäsche, Geld und Pässe, Joggingschuhe, ein Wörterbuch Deutsch-Französisch und einen Sprachführer für Kisuaheli. Online-Übersetzer sind damals noch nicht verbreitet. Wir nehmen auch unsere Fahrräder mit. Wie sollten wir sonst zur Arbeit kommen? Afrikakenner in Deutschland erklären uns deshalb für verrückt. Radeln im Kongo? «Schaufelt schon mal euer Grab!» Doch das Velo wird mir das Leben retten.

Internationale Airlines fliegen 2011 noch nicht nach Goma. Deshalb geht unsere Reise über Kigali, von dort mit einem Taxi über eine geteerte Landstraße zur Grenze, die Goma von ihrer ruandischen Schwesterstadt Gisenyi trennt. Die Straße führt über viele Hügel, links und rechts wachsen Bananenstauden, Kohl, Karotten, Bohnen und Mais, alles ist grün. Tanklastwagen und Trucks mit Containern schleichen bergauf. Sie kommen vom Hafen in Dar Es Salaam in Tansania und transportieren Benzin, Diesel, Ersatzteile und Lebensmittel in den Kongo. Wir sehen Männer auf Fahrrädern. Sie krallen sich an den Lastwagen fest und lassen sich die Berge hinaufziehen. Oben angekommen, sausen die Radler wie der Blitz ins Tal. Ihre T-Shirts flattern, die Badelatschen

pressen sie fest auf die Pedale. Auf einigen Gepäckträgern liegen riesige Säcke, gefüllt mit Holzkohle oder Karotten, die sie zu den Märkten bringen. Mit ihrer Knochenarbeit ernähren die Radfahrer ihre Familien.

«Wie leicht es für uns war, einfach nur am Gashahn zu drehen», sage ich zu Emanuel. Wir schauen uns an, und flugs ist die Erinnerung wieder lebendig, wie wir mit den Motorrädern und mit dem Zelt ein Jahr lang durch Afrika fuhren. Wenn wir in Schwierigkeiten gerieten, halfen uns Einheimische aus der Patsche. Emanuel schwärmt immer noch von der Hilfsbereitschaft der Leute. «Weißt du noch damals am Grenzposten Idiroko zwischen Benin und Nigeria?»

Ein nigerianischer Motorradfahrer fing uns ab. «Folgt mir, ich bringe euch durch die Straßensperren», bot der Unbekannte an. Wir hatten von anderen Reisenden gehört, dass in Nigeria Polizisten, Soldaten und Banditen Sperren aufstellen und die Passanten abzocken. Man müsse wissen, wo man hält, um die Papiere zu zeigen, und wo man besser nicht hält, weil man sonst ausgeraubt werde. Wir vertrauten dem Fremden und folgten ihm. An den gefährlichen Sperren gab unser Begleiter Gas und raste auf die Banditen zu. Sie mussten zur Seite springen, wir fuhren mit klopfendem Herzen an ihnen vorbei. Ich war die letzte von uns Dreien, die Banditen schlugen mit Stöcken nach mir. Doch unser Begleiter hatte die Männer mit seinem Motorrad zuvor so weit von der Fahrbahn verscheucht, dass sie mich nicht treffen konnten. So ging das Dutzende Kilometer weit, bis wir zu einer Unterkunft kamen. «Wie schön, dass ihr mein Land besucht», sagte unser Gefährte und lachte über das ganze Gesicht.

Je näher wir zur kongolesischen Grenze kommen, desto mehr Vulkane sehen wir am Horizont. Sie gehören zur Virunga-Vulkankette, die sich durch das Dreiländereck Kongo, Ruanda und Uganda im Osten Afrikas zieht. Die kongolesischen Vulkane Nyamuragira und Nyiragongo sind die einzigen, die noch regelmäßig aktiv sind. Sie färben manchmal den Nachthimmel rosarot. Ein grandioses Naturschauspiel, das allerdings gefährlich ausgehen kann, wie wir später erleben werden.

Grenzen in Afrika versetzen mich in Stress. Warten, warten, warten. Verhör! In Niamey am Flughafen konfiszierte das nigrische Militär meinen Pass und ließ mich ohne Reisedokument im Hotel schmoren. An der Grenze zwischen Mauretanien und Senegal drohten mir die Zöllner Prügel an, weil ich kein Bakschisch herausrückte. Wie wird die Einreise in Goma verlaufen? Mein Bauch rumort, ich schwitze. Der Taxifahrer lässt uns vor einem Bretterverschlag aussteigen. «Willkommen an der *grande barrière*. Das ist das Zollhaus», sagt er. Später wird aus der Bretterbude ein modernes Gebäude mit elektronischer Abfertigung. Das blaue Buch, in das die Beamten die Fremden eintragen, bleibt allerdings erhalten. Größer als zwei DIN-A-4-Blöcke, kariert, Tabellen sind mit Kugelschreiber eingezeichnet. Dort schreibt der Beamte unsere Namen, die Nationalität und die Adresse hinein, stempelt den Pass ohne Umschweife und sagt: «Willkommen in Goma.»

Mit uns reisen einige Entwicklungshelfer und Angestellte der Blauhelmission ein. Auf die Ankömmlinge warten weiße Geländewagen mit der Aufschrift «UN» und Jeeps mit den Logos internationaler Hilfsorganisationen. Auf uns wartet meine künftige Kollegin Victoire mit der *ambulance*,

einem Krankenwagen. «Pole kwa safari», sagt sie. Das heißt so viel wie: «Es tut mir leid, dass ihr so eine lange Reise machen musstet.» «Es hat alles gut geklappt. Wie schön, dass Sie uns abholen», antworte ich. «Ich danke Gott, dass ihr gut angekommen seid.» Victoire ist eine gläubige Christin, wie fast alle in der Frauenorganisation. Kirchen aus Deutschland, Australien und den USA finanzieren das Krankenhaus und die Projekte für Menschen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben.

Victoire sieht schick aus in ihrem engen, knöchellangen Rock aus gelbem Tuch mit orangen und grünen Ornamenten. Darüber trägt sie ein figurbetontes Oberteil und ein Kopftuch aus demselben Stoff. Unter dem Rock schauen glitzernde Sandalen mit hohen Absätzen hervor. Unsere Gastgeberin strahlt wie die Farben ihres Kleides. Sie umarmt uns, was mir peinlich ist. Mein schlabbriges T-Shirt riecht ein bisschen nach der Reise. Victoire bittet uns in die *ambulance*. «Steigt ein, passt auf, dass ihr euch den Kopf nicht anschlagt.» Mangels anderer Autos diene der Krankenwagen als Transportfahrzeug für Hilfsgüter, Besucher und Angestellte. «Manchmal transportieren wir auch Leichen damit.»

Das Büro im neuen Job teile ich mit meiner Kollegin Micheline, die ich ausbilden werde. Sie soll bald ohne fremde Hilfe die Kommunikation für das Frauenprojekt übernehmen. Das Büro liegt zwischen einer Latrine und der Nähstube. Dort arbeiten Frauen, die im Krankenhaus nach einer Vergewaltigung operiert wurden. Sie schneiden Taschen, Laptophüllen, Hosen, Röcke und Rucksäcke aus Tuch in leuchtenden Farben. Das Tuch, und auch die Kleider, die daraus geschneidert werden, heißen «Pagne», was die Wörterbücher mit «Lendenschurz» übersetzen. Pagne im Kongo

sind allerdings mehrere Meter lange Stoffbahnen, ähnlich wie es sie auch in deutschen Textilgeschäften gibt. Die Fußpedale der Nähmaschinen rattern den ganzen Tag, die Frauen kichern und fragen immer, wenn ich vorbeischaue: «Was kaufst du heute?»

Die Latrine nebenan riecht stark, aber ich lasse mir nichts anmerken. Ich will nicht unhöflich sein. Wenn es mir zu viel wird, gehe ich um die Ecke, setze mich dort auf die Treppe des Haupteingangs und arbeite mit dem Laptop auf den Knien. Ich schaue über einen Text, den Micheline für die Webseite verfasst hat. Satzzeichen, Daten über das Projekt und Hintergründe über die Lage im Kongo fehlen. Namen sind falsch geschrieben, Schachtelsätze. «Oh je», denke ich, «man muss hier bei null anfangen». Ich erlaube mir dieses Urteil, obwohl mein Französisch damals alles andere als perfekt ist. Weder mein deutscher Arbeitgeber noch die kongolesische Frauenorganisation verlangten einen Sprachtest, bevor sie mich einstellten. Und das für einen Job in der Kommunikation! Wer würde in Deutschland jemanden einstellen, der die Sprache nur leidlich beherrscht?

Ich verdränge den Gedanken an meine mangelnde sprachliche Qualifikation, schließlich bin ich hier, um den Leuten Grundkenntnisse der Kommunikation beizubringen, und diese beherrsche ich. Deutsche Ordnung auch. Ab sofort werde ich meine Kollegin dazu erziehen, dass sie Abgabetermine für Texte einhält, Punkte nach einem Satz setzt, in einem Artikel beantwortet, wer, was, wann, wo und warum gemacht hat. Zu Terminen soll sie gefälligst pünktlich kommen, vielleicht schaffe ich es sogar, dass jemand eine anständige Toilette baut, wo sich die Leute nach dem Klogang die Finger waschen können. Ich missioniere mit Feuereifer und

vergesse, darüber nachzudenken, weshalb meine Kollegen vieles nicht tun, was ich für selbstverständlich halte.

Als ich wieder einmal auf der Treppe sitze, kommt ein Arzt aus dem Krankenhaus vorbei. Er trägt einen weißen Kittel, schüttelt mir die Hand und sagt «Bienvenu». Ich finde es nett, dass er mich willkommen heißt, und antworte «vielen Dank». Der Arzt lächelt und fragt, wie ich heiße. «Judith», sage ich, «und Sie?» Er wiederholt «Bienvenu». Der Mann hat wohl meine Frage nicht verstanden. «Danke», sage ich noch mal, «aber wie heißen Sie bitte?» Und wieder antwortet er «Bienvenu». Endlich kapiere ich es. Bienvenu ist sein Name! «Schön, Sie kennenzulernen», sage ich etwas verlegen. Später lerne ich, dass Kongolesen ihren Kindern Namen mit einer Bedeutung geben. Männer heißen zum Beispiel Amani, Frieden. Frauen heißen Furaha, Freude. Die Namen spiegeln die Hoffnung der Eltern für ihren Nachwuchs wider, und oft auch die Dankbarkeit, dass Mutter und Kind die Geburt überlebt haben.

Bienvenu nickt freundlich und lächelt. Dann verschwindet der Arzt im Gebäude und kommt mit einem Plastikstuhl zurück. «Bitte, Sie müssen doch nicht auf dem Boden sitzen. Bei uns gibt es Stühle.»

3. Der erste Krieg

Endlich geht es los. Micheline und ich fahren auf unsere erste gemeinsame Dienstreise nach Masisi-Centre, dem wichtigsten Markttort in den Bergen. Wir wollen religiöse Führer verschiedener Ethnien dazu bringen, dass sie in ihren Kirchen Toleranz predigen. Sie sollen mithelfen, sodass verfeindete Volksgruppen Streit um Land oder Vieh friedlich lösen statt mit Waffen. Außerdem wollen wir den Kirchenleuten erklären, welche Informationen sie uns liefern müssen, damit wir Texte für die Webseite schreiben können.

Wie ich das von meinen Motorrad-Touren in Afrika gewohnt bin, kontrolliere ich auch beim Geländewagen den Ölstand, bevor wir aufbrechen. Ich schaue, ob die Reifen genug Luft und Profil haben, ich überzeuge mich, dass das Ersatzrad unter der Ladefläche des Fahrzeugs gut befestigt ist, und ich vergewissere mich, dass der Wagenheber und der Schraubenschlüssel unter dem Sitz liegen. Ich will nicht mitten im Rebellengebiet liegen bleiben.

Unser Fahrer Bienfait beobachtet meinen Kontrollgang argwöhnisch. «Alles okay, bist du zufrieden?», fragt er. «Klar», antworte ich. «Na dann ist es ja gut», gibt er etwas schnippisch zurück und hisst eine weiße Fahne am Auto. Sie soll den Soldaten und den Milizionären signalisieren, dass wir für eine Hilfsorganisation arbeiten. «Lasst uns am Leben», will das heißen. «Klaut nicht unser Geld, unsere Telefone, unseren Laptop».

Masisi-Centre liegt nur 80 Kilometer von Goma entfernt.